



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wentzcke, Paul: Ideale und Irrtümer der elsaß-lothringischen Frage. 1. Vor
hundert Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ideale und Irrtümer der elsass-lothringischen Frage

Von Dr. Paul Wentzke

1. Vor hundert Jahren



rei hohe Wegzeichen stehen am steilen Pfade, der zur nationalen, staatlichen Einheit des deutschen Volkes führt: das Zeitalter der deutschen Erhebung, die deutsche Revolution von 1848 und die Reichsgründung Bismarcks. Für die innere Verfassungsentwicklung von Volk und Nation und für das Werden eines politischen Sinnes nimmt der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche mit den ihr unrankenden Bestrebungen den wichtigsten Platz ein. Die großen Probleme, die der Kampf zwischen Reichsgedanken und Territorialstaat im Aufbau der Nation geschaffen hatte, sind damals erst in all ihrer Bedeutung voll erkannt worden. Für die Konsolidierung des Staates dagegen bilden die Jahre von 1807 bis 1815 und wieder die Zeit von 1859 bis 1870 die Grenzpunkte. Als Ergebnis außenpolitischen Druckes entstehen im Kern Mitteleuropas neue Bildungen: einmal der Deutsche Bund, später das Deutsche Reich. Während die Verträge von Paris 1814 und 1815 die Einheitsbewegung, in deren Bann und Wesen wir jetzt noch stehen, einleiten, schließt sie der Frieden von Frankfurt völkerrechtlich ab. Seine wichtigste Bestimmung ist die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen durch Frankreich, das damit zwei Länder freigibt, deren Besitz dem deutschen Volke seit 1813 als Preis und Symbol des neuen nationalen Staates erschienen war.

Wohl galt der Kampf gegen den übermächtigen Korsen, der den Staat Friedrichs des Großen schmählich in Fesseln geschlagen hatte, zunächst nur Preußens Befreiung. Aber aus Süd- und Westdeutschland strömte in das feste Gefüge der jungen brandenburgischen Großmacht eine Fülle neuer Kräfte ein, die die westeuropäischen Gedanken politischer Freiheit bereits in national deutscher Eigenart umzubilden wußten. Der Gedanke an Wiedergewinnung verloren gegangener Volksgenossen aber trat über all der sozialen und wirtschaftlichen Not dieser Jahre noch kaum hervor. Erst in den Tagen schwerster Krisis verbanden sich in den Köpfen tatkräftiger Staatsmänner beide Anschauungen. Als im November 1812 der Reichsfürherr vom Stein den Plan aufwarf, im Anschluß an die Niederlage Napoleons in Rußland die Franzosen aus Deutschland zu verjagen, verlangte er auch die Gebiete zwischen Rhein, Schelde, Ardennen und Vogesen für die deutsche Nation zurück. Die durch die Fürstenrevolutionen des letzten Jahrzehntes herrenlos gewordenen Länder sollten, so meinte er wohl, als Reichsland unter die unmittelbare Gewalt von Kaiser und Reich zurücktreten. Doch nur kurze Zeit währte dieser Traum. In der Bedrängnis, die die ersten schweren Schlachttage der Befreiungskriege Volk und Fürsten Norddeutschlands brachten, begnügten sich die Kämpfer mit der Aussicht auf die Rheingrenze. Erst das wunderbare Erlebnis der Leipziger Schlacht bildet den Wendepunkt.

Als in den blutigen Oktobertagen des Jahres 1813 der Stern des großen Korsen und mit ihm die Vormachtstellung Frankreichs sank, erhob sich gleichzeitig die deutsche Einheitsbewegung siegreich zu neuer Entwicklung. Die Wiederaufrichtung des alten Reiches in neuer Herrlichkeit und in freier Gemeinschaft wurde ihr erstes, zunächst einziges Ziel. Nur langsam überwand die Bewegung die Strakenhöhe, an der es nur einen Rückblick gab. Fast zaghaft stieg dem staatslosen, unpolitischen Volke und seinen geistigen Führern die Erkenntnis auf, daß nur festbegründete Sicherheit nach außen eine gedeihliche innere Neuordnung verbürge. Und nur im Westen schien damals der Feind zu stehen! Im Westen, der immer noch die wichtigsten und wertvollsten Quellen der deutschen Kultur und der deutschen Wissenschaft barg. Im Westen, wo sich mahnend und warnend der stolze Turm des Straßburger Münsters als Wahrzeichen auch rechtsrheinischen Landes erhob. Bevor noch Heerführer und Volksherr die Befreiung und Wiedergewinnung der alten Reichsgebiete am Mittel- und Niederrhein in den Bereich

ihrer Feldzugspläne hineinziehen konnten, trug lange zurückgedrängte nationale Sehnsucht auf starken Fittigen den Ruf nach Elſaß und Lothringen in die alte Heimat. Wohl war auch jetzt der Widerhall, den er fand, zunächst noch unklar, und allzu oft verlor er sich in ganz allgemeinen Klagen und Wünschen. Aber stärker und stärker zeigte sich bald das Bedürfnis, darüber hinaus auch der staatsrechtlichen Zukunft der zurückzufordernden Gebiete zu gedenken. Die Nation selbst verlangte nach einer kraftvollen Verfassung, für deren Gestaltung die Staatsform Elſaß und Lothringens entscheidend werden sollte und mußte. In lebhafter Erörterung wandelten sich im Kreise der deutschen Publizisten und Staatsmänner in den Jahren 1813 bis 1815 die Gedanken an einen neuen Pufferstaat zur zaghaften Forderung eines Reichslandes als Schutz und Symbol des neuen Deutschen Reiches. Probleme erstanden, die wie die Gedanken an Kaiser und Reich in den großen Kreisen der deutschen Einheitsbewegung immer aufs neue zur Lösung drängten. Im Zusammenfluß innerer und äußerer Politik treffen sich in der elsass-lothringischen Frage die Forderungen nach Sicherung der westlichen Grenze mit den Wünschen nach Einheit und Freiheit des ganzen Vaterlandes, die die Tage von Belle-Alliance und Paris, die Tage von Wörth und Sedan und endlich die großen Taten unseres Weltkrieges begleiten.

Es ist bezeichnend, daß in den Jahren 1813/14 zur Begründung der auf Elſaß und Lothringen gerichteten Ansprüche die militärische und politische Sicherung Deutschlands vor neuen Angriffen des Erbfeindes zunächst fast an letzter Stelle steht. Die Vorkämpfer der öffentlichen Meinung, die unmittelbar nach der Leipziger Schlacht in Flugſchriften, Zeitungen und Gedichten den Streit eröffnen, vertreten noch durchaus die Wünsche der deutschen Kulturnation, deren staatliche Einheit und Macht ein unklarer Traum der Zukunft blieb. Zuerst und am leidenschaftlichsten tritt uns im Herbst 1813 Ernst Moriz Arndt als der begeisterte, opferfreudige Herold des neuen Deutschland entgegen. Ihm, der mit allen Fasern seines Wesens im Zeitalter der Aufklärung und der Frühromantik wurzelt, ist und bleibt „die einzige, gültigste Naturgrenze die Sprache. Am Rhein“, meint er, „müssen die mächtigsten deutschen Fürsten gebieten, Österreich und Preußen“. Aber diese ganz allgemeinen, vereinzelt stehenden Sätze aber kommt Arndt nicht heraus, und auch die mannigfaltigen Stimmen der öffentlichen Meinung, die bis zum Februar 1814 seine Anschauungen wiederholen und auszubilden suchen, wissen über die künftige Verwertung der wiederzuerobernden Landstriche nichts zu sagen. Im großen ganzen empfängt der Gedanke an Elſaß und Lothringen Blut und Leben doch nur von der großen nationalen Begeisterung, die dem romantischen Symbol der alten Kaiserherrlichkeit, dem Rhein mit seinen Bergen und Burgen, mit seinem Nebengold und seinen Domen galt. Vor allem in den Gedichten August Wilhelm Schlegels und des gräflich Stolbergischen Brüderpaares beherrscht diese Verbindung Ton und Inhalt. Und wenn Max von Schenkendorf in seinem Hohen Lied von deutscher Städte Ruhm und Preis auch Riga, Novogrod und Danzig neben Straßburg, die unerlöste Schwester, weist und seinen Münsterturm der Feuersäule Moses als heimwärts gerichteten Wachturm vergleicht: zu fester Anschauung über Maß und Ziel der heißersehnten Erwerbung vermag sich keiner der Sänger und Dichter emporzurufen.

Es fehlten im Spätjahre 1813 völlig alle Richtlinien festumrissener politischer Forderungen, ohne die die öffentliche Meinung stets haltlos hin und her schwanken wird. Noch im Dezember dieses ersten Kriegsjahres dachte kaum ein deutscher Staatsmann an Eroberungen jenseits des Rheins. Selbst der Freiherr vom Stein wagte nicht mehr von der Rückgabe des Elſaß zu sprechen, als er seine Pläne von Kaiser und Reich Stück für Stück dahinsinken sah. Erst nachdem die verbündeten Heere den deutschen Strom von Schaffhausen bis hinunter nach Düsseldorf überschritten hatten, wurde die Frage von neuem lebendig. Österreich allerdings verzichtete dabei von vornherein auf alle Ansprüche, die gerade dem alten habsburgischen Kaiserhause aus früherem vorderösterreichischen Besitz am linken Rheinufer zuzufallen schienen. Seit 1809 hatte sich sein politischer Blick endgültig

dem Osten und Süden, Polen, Ungarn und Italien zugewandt. Als Rußland im Anfang des Jahres 1814 gelegentlich einen Austausch Galiziens gegen Elfaß anregte, lehnte es der österreichische Staatskanzler, der allgewaltige Metternich, ab, solche Vorschläge auch nur zu erörtern. Und ebenso legte der leitende preußische Staatsmann, Fürst Hardenberg, nicht den geringsten Wert auf die Wiedergewinnung des Elfaß und Lothringens. Selbst der Besitz der Länder am Niederrhein mit Aachen und Köln war ihm ja anfangs eine arge, unerfreuliche Belastung des altpreußischen Staates. Gar zu gern hätte er dafür ganz Sachsen eingetauscht und der Errichtung eines neuen Pufferstaates zwischen Rhein, Mosel und Maas zugestimmt. Nur einzelne Rheinbundstaaten erhoben bereits seit dem Januar 1814 bestimmte, wohlherwogene Ansprüche. Baden und Württemberg vor allem fühlten sich stets aufs neue von Frankreich unmittelbar bedroht, dessen Kanonen in Hünningen und Neubreisach und ganz besonders von der Straßburger Zitabelle aus drohend die Rheinübergänge sicherten. König Friedrich von Württemberg, der ehrgeizigste und zugleich der franzosenfeindlichste der süddeutschen Fürsten, hoffte zudem, bei einer Angliederung des Elfaß an Deutschland auch den alten Besitz seines Hauses am linken Rheinufer wieder zu erwerben. Die Grafschaft Mömpelgard mit dem fruchtbaren, weingeseigneten Vorland von Horburg und Reichenweier war ja erst knapp zwei Jahrzehnte zuvor, 1796, mit Frankreich vereinigt worden. Zur Verbindung mit dem württembergischen Stammland mochte dann das junge, nur lose zusammengesetzte Großherzogtum Baden den Breisgau an das neue großschwäbische Königreich abtreten. In Westfalen und im bisherigen Großherzogtum Berg stand noch herrenloses Land genug zur Verfügung, die Zähringer zu entschädigen. In ähnlichen Entwürfen legte Bayern bereits die Hand auf einzelne Teile Württembergs, Badens und Hessen-Darmstadts und bot zum Austausch Eroberungen im Elfaß an, das zwischen Württemberg (Sundgau) und Baden (Unterelfaß) geteilt werden könne.

Diese ersten diplomatischen Verhandlungen über einen neuen Grenzwall am Oberrhein hatte Gneisenau im Auge, als er im Frühjahr 1814 eifrig für die Abtretung von Elfaß und Lothringen eintrat. Weit über alle Interessen von Dynastien, Stämmen und Einzelstaaten aber erhob er, der Feldherr des siegreichen preußischen Heeres, von vornherein die militärischen Notwendigkeiten, die gebieterisch ein Zurückdrängen Frankreichs forderten. Im Mai sprach er davon, Preußens Grenzen bis an die Maas vorzuschieben und dafür andere deutsche Fürsten im Elfaß zu entschädigen. Und im August mahnte er gar, lieber halb Belgien den Franzosen zu überlassen und dafür Elfaß zu nehmen! So hoch schätzte er jetzt den strategischen Wert der Vogesengrenze ein. Die preußischen Staatsmänner aber konnten und durften der Lockung nicht folgen. Die Mißgunst der übrigen Großmächte verurteilte die hochliegenden und doch so nüchternen Pläne des Feldherrn und des glühenden Vaterlandsfreundes zum Scheitern, als England dem Kontinent das gern nachgesprochene Dogma vorschrieb, daß Belgien und seine Küste nicht in Frankreichs Hand fallen dürfe. Nur zu wahr klang die bittere Klage Gneisenaus über diesen Verzicht: „Ein durch seine Zerrissenheit und Spaltungen ohnedies auf eine schwache Verteidigung beschränktes Reich wie das deutsche, muß seinen Erbfeind im Besitz aller der Mittel lassen, die zu dem Zweck vorbereitet sind, unsere Unterjochung systematisch durchzuführen.“

Der erste Pariser Frieden schien endgültig alle Wünsche, die Deutschlands Einheit und Freiheit im Innern und nach außen sichern wollten, zu Grabe zu tragen. Frankreich behielt die Grenzen, die seine Revolutionsheere erstritten hatten. Ja, darüber hinaus noch konnte es sich einzelne Grenzfestungen angliedern, deren Besitz seine klugen und tatkräftigen Staatsmänner als unveräußerliche Werte der französischen Nation erklärten. Im Gewirr der Verhandlungen des Wiener Kongresses, der sich Deutschlands innere und äußere Neuordnung zur Aufgabe setzte, wurde die Rückgabe von Elfaß und Lothringen überhaupt nicht mehr berührt. Erst der Anschluß Frankreichs an seinen entthronten Kaiser und die neue Kriegs-

erklärung der Verbündeten ließen die alten Hoffnungen wieder aufleben. Mit jedem Siege über französische Heere verband das deutsche Volk fortan das Verlangen nach dauernder Sicherung der Westgrenze. Wer diese neuen Zeugnisse der öffentlichen Meinung vergleicht mit den dünn und unrein klingenden Stimmen, die sich im Kriegswinter 1813/14 für eine Grenzberichtigung am Oberrhein erhoben, steht überrascht vor einer inneren Umwandlung und Kräftigung des nationalen Selbstbewußtseins. Wenige Monate nur waren vergangen, aber in ihnen hatte sich die deutsche Romantik, die im Südwesten, im „Reiche“, entsprossen war, bereits mit der Kraft Preußens aufs innigste verbunden. Zum ersten Male stellten preußische und deutsche Vaterlandsfreunde damals offen und frei die Forderung der Einheit Deutschlands unter Preußen und der Dynastie Hohenzollern auf. Als König Friedrich Wilhelm der Dritte am 22. Mai 1815 seinem Volke versprach, ihm eine Verfassung und Landesvertretung zu gewähren, warb damit der preußische Staat um die Herzen aller deutschen Stämme. Durch moralische Eroberungen, durch die „Liberalität der Grundsätze“, hoffte Gneisenau auch die widerstrebenden Rheinbundstaaten an sein Könighaus zu fesseln. Nicht mit Unrecht sah Metternich damals unter den „preußischen Jakobinern“ einen neuen „teutonischen“ Geist aufglücken, dessen Flammen alle Bedenklichkeiten und Halbheiten der alten Kabinettspolitik zu verzehren drohten. Die Dichter der Rheinlieder mit ihrem schwärmerischen Sehnen waren verstummt. Realpolitische Erwägungen im besten Sinne traten in den Vordergrund. Die Forderung einer Einheit von Sprachgebiet und Staat, einer Verschmelzung von Staatsnation und Kulturration mußte auch jetzt noch zurücktreten, solange Holstein dänisch, die Ostseeprovinzen russisch waren, solange die Könige der Niederlande und von Dänemark sowie vor allem der Kaiser von Osterreich, der Herrscher über Millionen slawischer und italienischer Untertanen, Glieder des souveränen deutschen Bundes blieben. Aber es war ein Fortschritt, so gewaltig, wie ihn nur jahrelange Kriegsnot einem Volke einhämmern kann, daß jetzt militärische Notwendigkeiten auch in der Publizistik hervorgehoben wurden.

Elsass und Lothringen freilich sind hier vielfach zunächst nur als Teilstücke der großen Erwerbungen genannt, die Frankreich als abgerissene Glieder des alten Reiches samt und sonders zurückzugeben habe. Als aber die Ansprüche mäßiger wurden, bildete sich sehr bald gerade damals ein Sprachgebrauch aus, der unter „Elsass und Deutschlothringen“ fast durchweg eben die Gebiete verstand, die heute unter dem Namen des Reichslandes vereint sind. Wenn auch die Bestimmung der Sprachgrenze und damit der Grenzscheide nach Westen schwankt: Deutschlothringen bleibt untrennbar für die deutsche Sehnsucht mit dem Elsass verbunden. Seit im spanischen Erbfolgekriege zum ersten Male gelegentlich die Verschmelzung beider Länder zu einer Militärgrenze gegen Frankreich erwogen wurde, erhob sich eine neue, wenn auch zunächst nur ideale Einheit. Die Führung und Vertretung dieser Verbindung aber übernimmt dem deutschen und dem französischen Volke gegenüber trotz aller inneren Gegensätze das Elsass, dessen Charakter und Wesen auch für unsere Darstellung die ganze Schärfe und Schwierigkeit des elsass-lothringischen Problems selbst zur Anschauung bringt. Für die Stimmung in Deutschland in diesen Frühlingstagen aber ist es bezeichnend, daß all den erwähnten Entwürfen fast durchweg jede Angriffsspitze fehlt. Der Gedanke, dem westlichen Nachbar gegenüber zur Verteidigung gezwungen zu sein, ist übermächtig. Die militärische Lehre, die Napoleons Kriege doch eigentlich reichlich genug verbreitet hatten, daß der Angriff die beste Parade ist, war nur wenigen Ausgewählten in Fleisch und Blut übergegangen. Nur so ist es verständlich, daß gerade im Übergang von der Publizistik zur Politik von verantwortungsfreien, lustigen Plänen zu vorsichtigen diplomatischen Verhandlungen der Gedanke an die Gründung neuer Pufferstaaten machtvoll an Boden gewann.

Im geschichtlichen Kampf um das europäische Gleichgewicht mochte es in der Tat so manchem Staatsmann der alten Schule scheinen, als lasse zwischen den „herabgefallenen Blöcken“ der mittelalterlichen Kaiserburg, zwischen der Schweiz einerseits, dem neuen Königreich der Niederlande andererseits, noch eine bedenk-

liche Lücke. Elsaß und Lothringen als selbständiger, autonomer Staat konnten sie schließen, und in ununterbrochener Breite dehnte sich das Niemandland von der Nordsee bis zu den Alpen zwischen den feindlichen Schützengräben, deren Lage und Ausbau in papierernen Verträgen für Zeit und Ewigkeit festgelegt werden konnten! Vor allem einzelne Diplomaten der Verbündeten, die der Abtretung von Elsaß und Lothringen nicht grundsätzlich abgeneigt waren, griffen solche Gedanken auf. Wenn nur irgend ein Staat zweiter Ordnung gegründet werde, der der Schweiz und den Niederlanden die Hand reiche und mit diesen Pufferstaaten zusammen in den neuen deutschen Bund eintrete, so galt ihnen diese Regelung bereits als ein gewaltiger Gewinn für die Sicherheit Deutschlands. Sogar der Gedanke, aus Elsaß und Lothringen einen größeren eidgenössischen Kanton zu bilden, schien der Erwägung wert. Geschichtliche Erinnerungen an alte Beziehungen zwischen dem Sundgau und Basel, zwischen Zürich und Straßburg, sowie an die Niederlage Karls des Kühnen bei Nancy lebten auf, den verworrenen Streit um Elsaß und Lothringen zu gutem Ende zu führen. Selbst der Freiherr vom Stein, der sich im Juni 1815 eifrig für die Abtretung des Elsaß und seiner Festungen bemühte, begnügte sich damit, das Land „für Deutschland“ schlechtthin zu fordern. Gelegentlich nur trat er, der alte Schwärmer, für sein früheres habsburgisches Kaiserhaus, für die Errichtung einer elsässischen Sekundogenitur für den Erzherzog Karl, den berühmten Sieger von Aspern, ein, eine Lösung, die der damalige österreichische Generalgouverneur im Elsaß warm befürwortet hatte.

Nur die Staatsmänner und Herrscher der süddeutschen Mittelstaaten waren bereits mit bestimmten militärischen und politischen Zielen in den neuen Kampf gegen Napoleon eingetreten. Und mit Genugtuung durften sie diesmal die Führer der preussischen Vormacht an ihrer Seite sehen. Durch die Erwerbung der Länder zwischen Rhein und Maas, der künftigen Rheinprovinz, war ja auch der Staat Friedrichs des Großen nun endgültig in die Reihe der Rheinuferstaaten eingetreten. Zugleich war für Preußen und für Süddeutschland der Gedanke an einen Pufferstaat am Oberrhein innerlich und äußerlich hinfällig geworden, seit sich der deutsche Bund wie ein Keil zwischen die Niederlande und das obere Moseltal vorgeschoben hatte.

Wieder wie im Jahre zuvor war König Friedrich von Württemberg der eifrigste Vertreter der Gedanken einer Abtretung von Elsaß und Lothringen. Nachdrücklich bekannte er sich jetzt auch amtlich zu der Anschauung, daß die natürlichen Grenzen Frankreichs an keinem Punkt zwischen Alpen und Nordsee deutlicher abgezeichnet seien als in den Vogesen. Der Verlust seiner rein deutschen Provinzen beraube die französische Nation daher keiner Verteidigungsbollwerke, sondern entziehe ihr lediglich die vielfach mißbrauchten Angriffsbastionen. Mit scharfem, geschichtlich geschultem Blick wies eine württembergische Denkschrift besonders die vielfach verbreitete Meinung zurück, man könne und dürfe sich mit der Schleifung der Festungen Hüningen, Schlettstadt, Straßburg und Landau begnügen: „Indem man ein Volk zwingt“, so mahnt ernst und würdig der ungenannte Verfasser des Schriftstückes, „seine Festungen zu zerstören, erniedrigt und demütigt man es, ohne es zu schwächen oder sich selbst zu verstärken“. Über die Verwertung und Verteilung des wiedergewonnenen Elsaß aber spricht auch er sich nicht aus. König Friedrich selbst hätte wohl am liebsten den Breisgau und den Seekreis von Baden erworben, um damit über Lörrach und Hüningen eine ununterbrochene Verbindung zur alten Grafschaft Mömpelgard zu erhalten, aus der noch im August 1815 eine Eingabe der Bürger die Wiedervereinigung mit dem Württembergischen Stamm-land verlangte. Noch schärfer als diese Pläne bedrohten die „pfälzischen Träume“ des bayerischen Kronprinzen den Besitzstand des jungen Großherzogtums Baden. Allzu schroff fiel ja nach dem Abschluß des Wiener Kongresses ins Auge, daß dem größten süddeutschen Mittelstaat die letzte Rundung fehlte. Die Gewinnung einer Sandbrücke zwischen Franken und der linksrheinischen Pfalz sollte daher jahrzehntelang noch den obersten Gesichtspunkt der auswärtigen Politik des Königreichs Bayern bilden. Im September 1815 entwickelte eine bayerische Denkschrift solche

Gedanken in durchaus ernst zu nehmender Sprache: Württemberg solle das Elsaß und die Anwartschaft auf die Erbfolge in Baden erhalten, dafür jedoch das ganze Donaugebiet an Bayern abtreten. Lothringen könne als neues Großherzogtum dem Kronprinzen von Hessen zugewiesen werden, der seine Rechte auf Cassel an Preußen abtrete.

Wenn in diesen Projekten der nächste Nachbar des Elsaß, das Großherzogtum Baden, kaum berücksichtigt wird, so genügt der Hinweis, daß ja nach bayerischer Auffassung dem aussterbenden Hause der Zähringer jede Lebensfähigkeit abgesprochen wurde. Außerdem aber ist doch zu betonen, daß der Großherzog selbst und seine Ratgeber von vornherein auf das Bestimmteste jede Entschädigung auf dem linken Rheinufer ablehnten. Wohl verband der deutsche Strom damals weit stärker noch als heute die Völker; die Menschen aber trennte er und schied in nachbarlichem Gegensatz und Zwist die Elsässer von den rechtsrheinischen Männern, die nicht ohne Neid zu den wirtschaftlich weit günstiger gestellten Stammesgenossen hinüberblickten. Vor allem jedoch fühlte sich der badische Staat bei weitem nicht der neuen Aufgabe gewachsen. In den neufranzösischen Departements die militärische Verteidigung des deutschen Bundes einem revanchelüsternen Frankreich gegenüber zu übernehmen. Nur unter dem sicheren Schutz der deutschen Großmächte hätten ja all diese kleinstaatlichen Bestrebungen einer Angliederung Elsaß und Lothringens Erfolg versprochen. Österreich aber, das wußte man bald aus amtlichen und publizistischen Kundgebungen, versagte sich wiederum jeder Neuregelung der Grenzen. Wie 1814 konnte es sich auch jetzt nicht entschließen, seine neugekräftigte Macht, die in Angriff und Verteidigung auf Ungarn und Italien gestellt war, durch Landwerb im Westen zu schwächen und zu zersplittern. Den bereits erwähnten Gedanken, den Erzherzog Karl mit dem Schutze des Oberrheins zu betrauen, lehnte Metternich von vornherein ab. Allenfalls schien der allmächtige Staatskanzler eine Zeitlang für die Schleifung der elsässischen und lothringischen Festungen eintreten zu wollen. Aber auch diese Erwägung verfiel sehr bald im Strom der gesamteuropäischen Politik.

Nur Preußen nahm bereits unmittelbar nach dem Siege von Belle-Alliance die Pläne wieder auf, die seine Publizisten und sein großer Feldherr schon nach dem ersten Pariser Frieden so eifrig erwogen hatten. Nachdrücklich mahnte Blücher selbst seinen König, daß dieser Augenblick der einzige und letzte sei, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Und für Gneisenau war die Abtretung von Elsaß und Lothringen bereits am 22. Juni 1815 ein schlechthin „selbstverständliches“ Kriegsziel. Auch Friedrich Wilhelm den Dritten wußte er jetzt für diese Anschauung zu gewinnen. Er wolle, erklärte der König, „mit einer so verdorbenen Nation wie die französische“ keinen Frieden ohne bestimmte Faustpfänder schließen. Hardenberg mußte amtlich die Vogesengrenze und die Festungen an Saar, Mosel und Maas verlangen. Während aber Gneisenau die Forderung ganz Lothringens mit Toul und Nancy für notwendig hielt, wollte der preußische Staatskanzler im Einklang mit Wilhelm von Humboldt den dreifachen Befestigungsgürtel Baubans nur durch Abspaltung seiner ersten Linie schwächen. Die Abtretung des Elsaß mit Belfort und Mömpelgard, meinte er, sowie eines Teiles von Lothringen mit Saarlouis, Saarbrücken, Metz und Diedenhofen werde genügen. Anschließend sollte dem jungen Königreich der Niederlande die Festungsreihe von Gravekingen und Dünkirchen bis Longwy zufallen. Aber die staatsrechtliche Zukunft Elsaß und Lothringens aber wagte Hardenberg keine Vorschläge zu machen. Gneisenau dachte wohl gelegentlich an einen Austausch des Elsaß gegen Ansbach-Bayreuth, dessen Bevölkerung schließlich die Wiedervereinigung mit Preußen erhoffte. Doch hielt auch er dies Verlegenheitsprojekt, dessen Ausführung Bayern dauernd mit dem neuen Nachbarn im Westen verfeinden sollte, nicht als bestimmtes Ziel fest. Schon Anfang August lehnte der preußische Feldherr vielmehr verbittert alle weiteren Verhandlungen ab, als er sah, wie die übrigen Großmächte mißgünstig jede Hilfe versagten. Wenig später mußte ebenso Hardenberg alle Forderungen auf größere französische Landabtretungen fallen lassen. Schritt

für Schritt wich er zurück. Auch die Hilfe der zeitgenössischen Publizistik, die sich in diesen Monaten dem Staate Friedrichs des Großen rückhaltlos zur Seite stellte, konnte dem Verhängnis nicht wehren. Aber gerade aus diesem Bündnis, dem ersten, das Preußen und Deutschland in bewußtem Streben nach einem gemeinsamen Ziel schlossen, gingen neue Anregungen hervor, die dauernd die Hoffnung auf Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen mit dem deutschen Einheitsgedanken, mit der Sehnsucht nach Kaiser und Reich verknüpfen sollten.

Im Chor dieser öffentlichen Meinung, die unmittelbar nach der Rückkehr Napoleons allenthalben wieder aufsprang, erscheint jetzt Josef Görres als Führer und Meister des Wortes. Eifrig nahm im Hochsommer 1815 sein „Rheinischer Merkur“, der im zweiten gewaltigen Kampf gegen Napoleon damals zur sechsten europäischen Großmacht wurde, den Gedanken an Elsaß und Lothringen auf. Wohl war Görres schon im Frühjahr 1814 gelegentlich für die Vogesen- und Ardennengrenze eingetreten. Als aber zugleich der Plan auftauchte, das so gewonnene Neuland nach altem Rheinbundsbrauch aufzuteilen, Elsaß mit der geschleiften Festung Straßburg an Baden zu geben, Württemberg dafür mit dem Breisgau und dem Seekreis, Bayern mit der badiſchen Unterpfalz, dem Gebiete um Heidelberg zu entschädigen, hatte sich der Koblenzer Feuerkopf in glutvollen Sätzen dagegen gewandt. „Wieder einen Markt aufschlagen“, eiferte der „Rheinische Merkur“ im Mai 1814, „wie zur Zeit des Schimpfes und Deutschland, so lebendig jetzt, wie eine Leiche zu zerstückeln und auszuhauen, daß blutend und zuckend vor Zorne die Glieder sich zusammenkrepfen; solche Schande, sollte man glauben, könne kein deutsches Herz überdenken“. Nur in der Hoffnung, daß die neue Entscheidung vor allem dem zerrissenen Deutschland dauernde Lebensfähigkeit und eine feste Staatsform bringen werde, trat Görres daher für Gebiets-erwerbungen im Westen ein. In den jubelvollen Wochen vom Tage von Belle-Alliance bis zum zweiten Einzuge in Paris folgten Anregung auf Anregung, die lauter Beifall empfing. Die Lösung der Frage: „Wie ist den Franzosen von Grund aus die Sucht zu vertreiben, ihre unstillen, reiselustigen Barfüße im Rheine zu baden“, müsse, so wiederholte der „Rheinische Merkur“ immer wieder, ganz Deutschlands Aufmerksamkeit wecken. „Wir kennen,“ meinte er, „kein anderes Mittel, sie von ihrer chronischen Krankheit zu heilen, als Elsaß, Lothringen, Metz und Lille von einem Staatskörper abzulösen, dem nur allein diese Amputation Sitzfleisch verschaffen kann.“ Eine nähere territoriale und staatsrechtliche Begrenzung zwar vermied Görres auch jetzt noch. Aber bedeutsam hob er, der von jeher scharf und schneidend gegen die unselige Kleinstaaterei im alten Reiche und gegen den Länderschacher der Diplomaten auf dem Wiener Kongreß gepredigt hatte, jetzt den Gedanken des Reichslandes auf den Schild. „Die leitenden Souveräne“, so lautete am 19. Juli sein Vorschlag, „müßten die Erklärung abgeben, daß Elsaß und Lothringen, wiewohl getrennt von Frankreich, beständig ein Ganzes bilden, nie aber in Krähwinkelstaaten aufgelöst werden sollten“. Und diese Lösung, die Arndt bereits 1813 gelegentlich andeutete, blieb ihm auch weiterhin die einzig günstige und mögliche, bis sich im Früherbst 1815 die Hochflut der stolzen Hoffnungen auf Einheit und Freiheit des Reiches verließ. Als Preußens Stern in jugendlicher Klarheit hell neben dem Ruhm und Glanz des alten Kaiserhauses aufglomm, hat Görres von einer Teilung der Herrschaft in Deutschland zwischen Habsburg und Hohenzollern geträumt und gesprochen. Diesen Plänen pakte er jetzt seine Entwürfe über die Zukunft der Länder am linken Ufer des Oberrheins getreulich an. Österreich, so schrieb der „Rheinische Merkur“ noch im August 1815, muß den größten Teil der Abtretungen, Preußen den Rest erhalten: „Die Festigkeit und Sicherheit Deutschlands wird sich dadurch vermehren, und die innere Lebenskraft unseres Vaterlandes dadurch einen Zuwachs und einen erhöhten Schwung ihrer Tätigkeit gewinnen“. Alle diese Ausführungen, das ist besonders wichtig, fanden lauten Widerhall in Zeitungen und Flugschriften. Weit lauter und mannigfaltiger als ein Jahr zuvor klangen die Stimmen der öffentlichen Meinung zurück. Doch all ihr Hoffen und Sehnen begrub endgültig der

zweite Pariser Frieden. Nur mit Mühe konnten die deutschen Staatsmänner den mißgünstigen Großmächten kleine, geringfügige Grenzberichtigungen abtrotzen: Saarlouis kam an Preußen, Landau an Bayern; die elsässische Grenze wurde von der Queich zur Lauter zurückgeschoben.

Aufs Neue, so durften damals die Vaterlandsfreunde in Deutschland klagen, hatten die Federn der Diplomaten verdorben, was die Schwerter gewonnen. Die zaghaften Versuche württembergischer und preukischer Politiker, Süd- und Westdeutschland durch die Erwerbung eines Glacis dauernd gegen Frankreich zu sichern, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt. Osterreich, das schon 1681 Straßburg aufgegeben hatte, um Wien und Ungarn gegen die Türken zu verteidigen, nahm entschlossen seine alte gegen Osten gerichtete Politik wieder auf. Rußland hielt folgerecht an der Anschauung fest, daß die Verbündeten nur gegen Napoleon gekämpft hätten, daß also die Bourbonen und ihr Volk nicht geschädigt werden dürften. Und England, dessen Torykabinett zeitweise für eine Sicherung Deutschlands im Westen einzutreten schien, gab sehr bald diesem Drängen Rußlands nach. Schon im August 1815 konnte es daher Josef Görres als den größten Gegner Deutschlands bezeichnen. Es sage sich, schrieb er mit sicherem Spott, „Frankreich sei ein moralisch sinkender, Deutschland ein steigender Staat; die Macht des Entkräfteten sei nicht ferner mehr zu fürchten, wohl aber der rasche Mut des jugendlich Wiederbelebten“. Mit Recht stellte der mutige Vorkämpfer eines in innerer und äußerer Freiheit und Einheit aufblühenden neuen Deutschen Reiches damit die Mißgunst der europäischen Großmächte in den Vordergrund. Aber in Wahrheit trug doch die größte und schwerste Schuld das deutsche Volk selbst. Das ehrlichste Streben weisichtiger Staatsmänner mußte unfruchtbar bleiben, solange es kein Deutschland gab, an das die neu zu erwerbenden Landesanteile angegliedert werden konnten. Solange kein Deutsches Reich in festen staatsrechtlichen Formen und Grenzen geschaffen wurde, war an moralische, wirtschaftliche und politische Eroberungen zwischen Vogesen, Mosel und Rhein nicht zu denken.

Bis 1789 waren Elsaß und Lothringen dem französischen Reiche nur lose angegliedert. Vor allem im deutschsprachigen Elsaß fehlten alle engeren geistlichen und politischen Beziehungen zum Mittelpunkt des nationalen Lebens in Paris. Bis zur großen Revolution blieb das reiche Gebiet jenseits des Vogesenwalles für Frankreich Zollaustand. Erst die Dekrete der Nationalversammlung vom August und November 1789 hoben die wirtschaftliche und staatsrechtliche Selbständigkeit auch der im Elsaß gebietenden Stände des Deutschen Reiches mit einem Schlage auf. Ein neues Leben begann, das langsam vornehmlich den geistig regsamsten Mittelstand der alten deutschen Provinzen in den Bannkreis der Revolution hineinzog. Die Kriege Napoleons mit ihrem ungeheuren gemeinsamen Erleben und mit ihren unerhörten Erfolgen, an denen gerade elsässische und lothringische Landesfinder rühmlichsten Anteil hatten, vollendeten das Werk. Im Schutze der Kontinental Sperre blühten Industrie und Landwirtschaft manch kleinlicher Bedrückung zum Trotz mächtig auf. Die Erzählungen der Erckmann-Chatrains mit ihrem deutschen Leben und Fühlen und ihrem französischen Patriotismus schildern anschaulich, wie selbst die schwersten Schicksalsschläge die Begeisterung für den großen Kaiser, für sein Heer und für seine Nation nicht ersticken konnten. Auch die Niederlagen von 1812 und 1813 brachten keinen Umschwung. Unmutig und mißtrauisch nur nahm man vor allem im Elsaß die fremden Eindringlinge auf, die im Anfang des Jahres 1814 zum ersten Male das Land durchzogen. Wohl schien die Gleichart der Sprache und das Gleichmaß der Sitte zunächst ein erfreuliches Auskommen mit den deutschen Truppen zu verbürgen, aber sehr bald verscherzten sich besonders die badischen Nachbarn durch ihr zügelloses Auftreten jede Zuneigung. Lieber zehn Kosaken, hieß es in diesen Jahren im Sprichwort, als einen badischen Landwehrmann! Und dieser Haß verdichtete sich, als das Land ein Jahr später eine neue Invasion über sich ergehen lassen mußte. Freudig war die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung dem heimkehrenden Kaiser zugelaufen. Binnen zwei Tagen war das ganze Oberelsäß wieder kaiserlich geworden. Unter

den Leitworten Ehre, Vaterland und Napoleon vereinigten sich auf den Ruf des Straßburger Magistrats in wenigen Wochen weit über viertausend Oberelsässer und Unterelsässer zu gemeinsamem Wirken. Dieser spontanen nationalen Anteilnahme gegenüber konnte unmöglich der Wunsch nach politischem Zusammenschluß mit den rechtsrheinischen Ländern, mit der Pfalz und dem Rheinland, wo überall noch versteckte Sympathien mit der französischen Herrschaft lebendig waren, aufkommen. Das lose Bündel deutscher Großmächte, Mittel- und Kleinstaaten, das eben in Wien als „Deutscher Bund“ aus der Taufe gehoben wurde, konnte weder den starrköpfigen Elsässern noch den gefügigeren Lothringern den Segen der Zugehörigkeit zu einer einheitlich gestalteten, politisch und wirtschaftlich mächtigen Nation ersetzen. Preßzwang und Willkürregiment deutscher Kleinfürsten ließen die in der großen französischen Revolution errungenen Freiheiten doppelt wertvoll und begehrenswert erscheinen. Die vielfach in Deutschland genährte Hoffnung, die Elsässer würden freudig die französischen Fesseln abstreifen und sich und ihr Geschick vertrauensvoll in die Hände der rechtsrheinischen Nachbarn legen, erwies sich sehr bald als eitel. Offen und freimütig bekannte sich die ganz überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung von Ober- und Unterelsäß zur deutschen Sprachgemeinschaft. Aber zu neuer, innerer, politischer und wirtschaftlicher Einheit war der Weg noch weit. Schon im Oktober 1813 wies der „Niederrheinische Courier“ in Straßburg voll Hohn und Bitterkeit die Zumutung zurück, die Elsässer könnten sich freiwillig dem staatlich zerrissenen Deutschland anschließen, sich zu Fürstentnechten erniedrigen. Und 1815 sagten sich gerade die Herolde der deutschen Sprache und Sitte am Oberrhein am frühesten und leidenschaftlichsten von jeder politischen und staatsrechtlichen Vereinigung mit den deutschen Stammesverwandten los. „Glück den Ketten, die sie unserer Freiheit schmieden!“ ruft G. Stöber in der bilderreichen Sprache der deutschen Aufklärung. „Die Nacht des Vorurteils soll das Licht der Wahrheit nicht mehr verschlingen. Wir wollen als Menschen unsere Würde behaupten. Unsere Selbstexistenz soll nicht in den Staub gedrückt werden. Bei uns adelt nicht die Geburt; das Verdienst allein adelt; ihm allein auch die Krone.“

Scharfblickend hatte Jacob Grimm bereits 1814 vorausgesagt: „Die Elsässer sind und gehören uns von Gott- und Rechtswegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch und Blut sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führen“. Jetzt, im Juli 1815, hebt auch Görres nachdrücklich die Tiefe der Kluft hervor, die sich zwischen den französischen Provinzen Elsäß und Lothringen und den deutschen Einzelstaaten aufstaut. „Ist es ein geringer Vorteil,“ fragt er voll Bitterkeit seine Leser, „einem großen Reiche anzugehören? Was zeigen wir den Elsässern für eine Aussicht? Sie laufen Gefahr, in kleine Landsezen zerstückelt zu werden und einige Lappen mehr zu dem deutschen Hanswursttuche zu liefern!“ Erst mußte das rechtsrheinische Deutschland ein freier, selbständiger Staat werden, dann erst war der Weg bereitet, der von der Kultur- und Sprachgemeinschaft zum nationalen Staate führte. Unauflöslich aber verband sich gerade in diesen Morgenstunden der deutschen Einheitsbewegung, in den Tagen des vergeblichen Hoffens und Harrens, für die öffentliche Meinung der Gedanke an Elsäß und Lothringen als gemeinsamer Besitz aller deutschen Stämme mit der tiefen Sehnsucht nach Kaiser und Reich: Ein sicheres Unterpfand für eine neue, größere nationale Zukunft.

